WerkstattGeschichte 4, Ergebnisse Verlag, Hamburg 1993, S. 20-32

Eva Brücker

»Und ich bin heil da 'rausgekommen.« Gewalt und Sexualität in einer Berliner Arbeiternachbarschaft (1916/17 – 1958)

I. Standardgeschichten aus der Nachbarschaft ?

»Die Frauen trugen die Nachbarschaft«, sagt Frau Emma P.,[1] und charakterisiert mit diesem –in der Darstellung ihrer Lebensgeschichte zentralen– Satz das soziale Netzwerk ihres proletarischen Wohnquartiers. Sie verweist auf die von Frauen geleistete Hilfe, die sowohl materielle als auch emotionale Unterstützung, wie Trost und Mitleid, eingeschlossen habe. Sie kommt in ihrer Darstellung immer wieder zu dem, was als die ›Standardgeschichten der Nachbarschaft‹[2] bezeichnet werden kann: Das Borgen kleinerer Mengen an Lebensmitteln, Hilfen im Krankheitsfall oder auch das Miteinanderreden und Einandersehen im Treppenhaus. Um den Anspruch auf Gültigkeit, die sie diesen Geschichten beimißt, zu untermauern, zieht sie –wie zur Unterstützung– die veröffentlichte Geschichte des Quartieres heran.[3] So beginnt sie ihre Erzählungen. Im Verlauf des Interviews werden – ausgehend von der Erinnerung an den Tod ihrer »ersten Mutter« – die Erzählungen persönlicher. Dabei stellt sie selbst das Thema »Frauenschicksal« in den Mittelpunkt. »Nachbarschaft« erhält jetzt einen anderen, neuen Klang:

»Also, das Schicksal der Arbeiterfrauen ist z.T. so schlimm gewesen, daß man das heute überhaupt nicht mehr schildern kann.«

Mit diesem zweiten zentralen Satz ihrer Darstellung leitet sie Erzählungen von direkter physischer und sexueller Gewalt im Alltag ihrer Familie und Nachbarschaft ein, die für sie existentiell bedrohlich war und die sie zugleich als festen Bestandteil des Lebens in »ihrem« Wohnquartier erfuhr.

Weshalb konstruiert Frau P. ihre Lebensgeschichte um diese beiden Pole? Und welche Einsichten in proletarische Nachbarschaftsverhältnisse ermöglicht die vergleichende Interpretation dieser Lebensgeschichte über den individuellen Zusammenhang hinaus?

Geboren wurde Frau P. 1911. Zwischen 1915 und 1933 lebte sie in einem der proletarischen Viertel Berlins, für die nachbarschaftliche »Solidarität« zumindest bis in die 30er Jahre als typisch angesehen wird. Beschreibungen der Stadt Berlin beinhalten fast immer einen feststehenden Kanon dieser häufig romantisch verklärten Nachbarschaftsgebiete,[4] der sogenannten »Kieze«, die als politisch linke »Arbeiterquartiere« gelten. Der »Kiez« von Frau P. trug in der Weimarer Zeit den Beinamen: »Kleiner Wedding«, was auf den (großen) Wedding, das in der zweiten Hälfte des 19.Jahrhunderts als Neubaugebiet entstandene, damals relativ homogene , große Arbeiterwohnquartier im Norden Berlins anspielt, und zweierlei beinhaltet: Die elenden Wohn- und Lebensverhältnisse und die mehrheitlich linke (»rote«) Einstellung der Bewohner(innen).

Der »Kleine Wedding« –oder, um den heute quasi offiziellen Namen zu gebrauchen–

das »Viertel um den Klausenerplatz« in Berlin-Charlottenburg entstand im privaten spekulativen Mietskasernenbau zwischen 1890 und 1910. In dieser Zeit wuchs die bis 1920 selbständige Stadt Charlottenburg um das 15-fache von 20 000 auf 306 000 Bewohner.[5] So entstanden Wohnungsnot und im »Kleinen Wedding« selbst die größte Wohndichte Charlottenburgs. In die vorwiegend ein- bis zweizimmrigen Wohnungen[6] niedrigen Standards zogen, im Gegensatz zum sonst bürgerlich bis großbürgerlich geprägten Charlottenburg, Arbeiter, kleine Angestellte, kleine Beamte und kleine Selbständige.[7] Der neun Straßen umfassende, beinahe quadratische Häuserblock des »Kleinen Wedding« lag bzw. liegt wie eine soziale Insel inmitten der unmittelbar angrenzenden »besseren« Viertel. In der Weimarer Zeit lebten hier 27.000 Menschen. Heute sind es ca. 3.000. Im 2. Weltkrieg wurde das Viertel kaum zerstört. Reparaturen wurden nach dem Krieg mit zeitüblichen Mitteln eher provisorisch durchgeführt. In den 60er Jahren verslumte die Gegend durch unterlassene Instandsetzungsmaßnahmen. Seit Ende der 70er Jahre wurde und wird saniert, was zeitweise mit heftigen Auseinandersetzungen zwischen Sanierungsverwaltung und großen Teilen der Bevölkerung verbunden war. Bis heute wohnen im Viertel überwiegend Menschen, die aufgrund ihres geringen Einkommens mit dem gebotenen Wohnungsstandard zufrieden sein müssen. Noch 1970 waren 63% der Einwohner Arbeiter (Charlottenburg: 39%) und hatten 21% der Haushalte ein Einkommen unter 800.- DM mtl.[8] In der Weimarer Zeit galt das Viertel als KPD dominiert,[9] heute ist es von der Alternativkultur geprägt.

Frau P. erzählt in einem narrativen Interview ihre Lebensgeschichte.[10] Sie kommt aus einer sozialdemokratischen Familie:

»Mein Vater war kein aktiver, aber er war Sozialdemokrat, mein älterer Bruder war bei Fichte[11] und ich in der SAJ.[12]«

Sie selbst kam über die SAP [13]in Wiederstandskreise, wo sie bis 1935 aktiv war.[14] Der unständig beschäftigte Vater war Tischler, die Mutter war Hausfrau und verdiente mit Aushilftätigkeiten einen erheblichen Teil des Familieneinkommens. Frau P. wohnte mit ihren Eltern und erst zwei, nach der zweiten Heirat des Vaters 1920 mit vier Geschwistern (insgesamt also 7 Personen) in einer 36 qm-Wohnung im ersten Hinterhof einer Mietskaserne des Viertels. Die »erste Mutter« starb 1919 –während der Vater abwesend war– vor ihrer und ihrer Geschwister Augen qualvoll an den Folgen der sechsten illegalen Abtreibung. Die Nachbarn nahmen erst anläßlich der Beerdigung der Mutter Anteil am Schicksal der Familie.

Ausgehend von alltäglichen Situationen oder regelmäßig zu bewältigenden besonderen Arbeiten wie z.B. dem großen Waschtag,[15] kommt Frau P. immer wieder auf Rollenverteilungen in der unmittelbaren Nachbarschaft des Hauses und in ihrer Familie zu sprechen. Die Machtverhältnisse in ihrer eigenen sowie in anderen ihr bekannten Familien[16] waren patriarchalisch, proletarische Frauen waren doppelt ohnmächtig. Eine Familie ernähren zu können gehörte –in Anlehnung an die traditionelle Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern – zu den Bestätigungen des Leistungsvermögens der Männer. Am Freitag, dem Zahltag[17] wurde ihre Unzulänglichkeit, die beanspruchte Ernährerrolle erfüllen zu können, offensichtlich.[18] Diese Ohnmacht stellte den innerfamiliären Machtanspruch des Vaters bzw. der Männer, auf dessen Durchsetzung ihr Ansehen auch außerhalb der Familie wesentlich beruhte, in Frage. Gewalttätigkeit gegenüber den Frauen und Kindern wurde zum Mittel, ihren Status aufrechtzuerhalten.

II. Alltägliche Gewalt: Der Prügelfreitag

Frau P. erlebte andauernd die ausweglose Situation der Mütter, die offensichtlich geringe Wertschätzung ihrer schweren Arbeit und die nicht nur in der Familie, sondern auch in der Nachbarschaft und in ihrer persönlichen Umgebung allgegenwärtige Gewalttätigkeit der Männer. Diese Erlebniskette verdichtete sich für sie zur traumatischen Erfahrung. In ihrer Darstellung fließen diese Erfahrungen zusammen in den Erzählungen von der beinahe habituellen[19] Gewalttätigkeit der Väter am Freitag. Ähnliche Aussagen sind in individuell unterschiedlicher Ausführlichkeit und Intensität, sowie verschiedene Teilaspekte betonend oder variierende Konstellationen der beteiligten Personen ausführend, in *allen* der erhobenen Interviews mit Frauen der Jahrgänge um 1910 und um 1920 enthalten.[20] Die Ähnlichkeit geht bis hin zum oft beinahe wortgleichen oder wenig variierten einleitenden Satz, der als eine Art Exposition das jeweils individuelle Verhältnis (hier von Frau P.) zum Vater charakterisiert:

»Ich kann meinen Vater nicht als schlecht bezeichnen, das war überall so, diese Prügelszenen, das war üblich, freitags, wenn Zahltag war, in diesen engen Wohnungen und engen Häusern. Und dann standen die Fenster offen und die Frauen wurden geprügelt. Ich hab mir das sehr zu Herzen genommen und das war überall so bei meinen Freunden, oder später bei meinem Mann, da ging's ähnlich zu. Ich hab darunter fürchterlich gelitten. In der kleinsten Stube, wo wir alle zusammen geschlafen haben, da hab ich im Bett gelegen und das gehört, von draußen und gehört wie in der Küche mein Vater auf meine Mutter eingeschlagen hat und meine Mutter sich nicht hat wehren können. Einmal war es so schlimm, da wollte meine Mutter von meinem Vater weggehen. Sie war ein sehr selbständiger Mensch, das hab ich da schon verstanden, wo sie doch selbst arbeiten ging, weil sie von ihm ja nichts bekommen hat und dann vom Mann noch verprügelt wurde. Und dann hat sie eine Hauswartsstelle gesucht und gefunden in der Nähe und wollte mit uns drei Kindern weggehen, das hat sie auch geschafft, die Hauswartstelle hatte sie schon und mein Vater hat das rausbekommen und hat sie mit'm Gewehrkolben geschlagen, und das hab ich, ich hab ja immer wach gelegen, und dann hab ich in der guten Stube vorm Stuhl gekniet und gebetet, obwohl wir nicht fromm waren, und das hat nicht gewirkt und dann dachte ich, ob es da oben wirklich einen Gott gibt und wenn es einen gibt, dann ist er verdammt ungerecht.«

In allen Erzählungen Frau P.'s über ihre angstbesetzte Kindheit und Jugend ist das die einzige Stelle, an der so etwas wie Hoffnung auf Veränderung und Anerkennung für die Mutter erkennbar wird. Die Hoffnung, nämlich gemeinsam mit Mutter und Geschwistern den Vater verlassen zu können, wird von diesem –im wörtlichen Sinne– zerschlagen. Die Angst bleibt.

»Aber meine Angst und der Unbegreiflichkeit der Umwelt gegenüber, als so fürchterliche Ängste, man konnte ja mit keinem darüber reden, so als Kind, so fürchterlich alleingelassen und wenn Sie das nicht begreifen konnten, was geschah, denn wenn Sie eine Mutter hatten, –ich hab doch gesehn, als Kind schon, wie fleißig beide Mütter waren– und Vater ging anderen Frauen nach und dann, als er meine zweite Mutter geheiratet hatte (...) da ist er dann wohl an Frauen gekommen, er hat sich jedenfalls angesteckt – also Syphilis. Und mein erster Halbbruder, der war dann geistig behindert auf die Welt gekommen.«

Frau P. hatte aufgrund dieser Erfahrungen jahrelange Alpträume und reagierte auf die dauernde Angstsituation, in der sie leben mußte, und den unablässigen Druck mit Stottern und großer persönlicher Unsicherheit. Ihre dreifache Ohnmacht als Kind, Mädchen und Angehörige der Arbeiterschaft wurde verstärkt durch eine weitgehende

Isolation. Ihre Umgebung sah wenig Anlaß, über die konventionelle Gewalt des Alltags zu reden, die zudem die auch in der Arbeiterschaft konventionellen Tabubereiche:[21] ›Sexualität‹, ›persönliche Gefühle‹ und ›Konflikte in der Kernfamilie‹ berührte. Frau P. kam gar nicht auf die Idee, Hilfe zu holen, sie betete. Als sie dann von den Reaktionen der Nachbarn auf die allseits bekannten »Prügelszenen« erzählt, kommt sie wieder auf ihre ursprüngliche Intention, den idealen Zusammenhalt der Nachbarschaft zu beschreiben, zurück:

»Jedenfalls diese Straße, das Milieu hab ich Ihnen geschildert, diese Prügelszenen und das Elend. Das waren ja alles solche armseligen Existenzen wie eben meine Eltern und trotzdem hat man sich, das muß ich in der Rückschau irgendwie sagen, das ist so schwer zu beschreiben– Kennen Sie ›Pelle der Eroberer‹?[22]– der beschreibt das, diese Kameradschaftlichkeit in diesen unterdrückten Wohngemeinschaften. Und wenn eine der Frauen, die hatte 'n schwereres Los, die hatte 'n noch diktatorischeren Mann als die anderen, die Mütter haben sich ihr Leid geklagt, und daß sie denn eben, in die eine Wohnung, in die andere Wohnung, treppauf, treppab, und unsere Nachbarn direkt, mit denen wir Wand an Wand wohnten, das war selbstverständlich, des Morgens wurde geklopft:›Na, wie geht's?‹, bei Krankheit, von den Kindern, Arzt det ging ja nicht, oder wenn mal 'ne Frau det besonders abgekriegt hatte. Nicht alle im Haus hatten so schlechte Verhältnisse wie wir se hatten.[23] Manche hatten bloß drei Kinder, manche bloß zwei, unsere direkten Nachbarn wohnten in ähnlichen Verhältnissen, die hatten auch so vier Kinder und da war derselbe Kummer wie bei uns, daß die Frau solche Angst hatte vor dem Mann, nicht. Jede wußte wie schwer des is' und viele Frauen haben sich gefürchtet wenn der Mann nach Hause kam, Zahltag, betrunken, hab' ich Ihnen ja gesagt, waren Trinker –heute sag' ich geworden– damals hatte ich Angst.«

Die retrospektive Umdeutung bzw. »*Verarbeitung*«[24] ihrer Erlebnisse, die Ideale, auf die sie dabei zurückgreift und deren Herkunft erklären die Widersprüchlichkeit ihrer Erzählungen, denen zwei widerstreitende Intentionen zugrunde liegen: einerseits die positiven Aspekte proletarischer Nachbarschaft darstellen und andererseits auf das Elend proletarischer Frauen aufmerksam machen zu wollen. Jenseits dieser individuellen Zusammenhänge wird aber deutlich, daß die Einflußnahme der Nachbarinnen in den gewaltsam ausgetragenen Konflikten sehr begrenzt war: Sie umfaßte emotionale Unterstützung, Trost und Mitleid. Von Sanktionen gegenüber den Tätern bzw. dem Versuch, die Lage der Opfer zu verändern ist nicht die Rede. Das nachbarschaftliche Netzwerk wurde innerhalb der geltenden gesellschaftlichen Normen installiert. Und die in diesem Fall relevanten Normen waren patriarchalisch. Die Nachbarschaft trug und vermittelte diese Normen, hielt sie durch ihre in Notfällen ausgleichend eingesetzten Hilfen aufrecht und war weit davon entfernt, sie grundsätzlich in Frage zu stellen. Die Normen ergaben sich für die Frauen aus ihrer vierfachen Belastung als Ehefrau, Hausfrau, Mutter und Arbeiterin und forderten in erster Linie Fleiß, Duldsamkeit und Verantwortungsbewußtsein, nicht für sich, sondern für die Familie. Direkte physische Gewalt von Männern (Väter, Ehemänner, Nachbarn) gegenüber Frauen war ein probates Mittel, eine gefährdete Machtposition und egoistische Interessen durchzusetzten.[25] Die Nachbarschaft bestätigte diese Erfahrung. Es war überall so. Gewalt war in diesem System konform und führte nicht zur Ausgrenzung der Urheber. Das Einschalten außerfamiliärer Instanzen (Polizei, Wohlfahrtspflege) wird für die 20er Jahre selten erwähnt.[26]

Frau P. wurde –wie in ihrer Wahrnehmung Frauen überhaupt– zum hilflosen, ohnmächtigen Opfer. Das wurde noch verstärkt dadurch , daß eine Distanzierung vom Vater, und damit von ihrer eigenen Herkunft, aus Loyalität zum Vater gegenüber einer

stigmatisierenden und Schuld zuweisenden bürgerlichen Öffentlichkeit, mit der sie selbst über Diskriminierungserfahrungen[27] in Schule und Beruf in Berührung kam und der gegenüber sie die »Reputierlichkeit«[28] ihrer Herkunft unter Beweis stellen wollte,[29] für sie nicht in Frage kam.

In dieser Absicht faßt sie abschließend ihre Einschätzung der Nachbarschaft noch einmal zusammen und versucht, das Ideal auf ihre damalige Wirklichkeit anzuwenden:

»Wir waren in solchen Mietshäusern wie 'ne riesengroße solidarische Familie, die Kinder spielten zusammen, die Mütter klagten sich gegenseitig ihr Leid, die Männer gingen zusammen in die Kneipe trinken.

Der Kontrast zwischen der von ihr selbst erlebten Normalität und den z.B. in der SAJ[30] angebotenen Idealen ist ihr dabei bewußt, läßt sich aber nicht auflösen. In ihrem Bemühen aufrichtig zu sein, führt das zu beinahe grotesken Verzerrungen in der Beschreibung der Rollenverteilungen in der »riesengroßen Familie«. Die intendierte Beschreibung eines Idylls kippt.

III. Gewalt und Sexualität

Die Angst von Frau P. beruhte –in der bisherigen Darstellung– nicht darauf, daß sie persönlich Opfer direkter physischer oder spezifisch sexueller, d.h. durch sexuelle Handlungen ausgeübter Gewalt, geworden war. Aber: In ihrer Umgebung wurden würdevolle Frauenleben auf allen Ebenen sowohl durch ökonomischen Zwang als auch durch direkte physische Gewalt unmöglich gemacht. Das verdichtete sich für sie zu einem sie selbst bedrohenden Erleben von Gewalt. Sie war in der eigenen Familie und in der unmittelbaren Nachbarschaft Zeugin von Gewalt von Männern gegen Frauen, die Abhängigkeit konstituierte, aufrechterhielt und aus der Perspektive des Kindes bzw. der Jugendlichen die Allmacht des Vaters, der Männer begründete. Sie erlebte diese Gewalt, die aufgrund des Geschlechts der beteiligten Personen ausgeübt wurde, in der immergleichen Konstellation: der Mann war der Täter, die Frau das hilflose Opfer. Gewalt wurde für sie zum beinahe rituellen, habituellen, banalen, im Alltag gegenwärtigen, den Lebensrythmus bestimmenden Bestandteil des Lebens. Gewalt und insbesondere Gewalt von Männern gegenüber Frauen, zwischen möglichen Sexualpartnern,[31] gehörte ebenso unvermeidlich dazu wie die Männer selbst.

Allgemeiner formuliert heißt das, die Beziehungen zwischen den Geschlechtern –und das heißt auch sexuelle Beziehungen – sind Machtbeziehungen und schließen die Möglichkeit der Gewalttätigkeit ein. Sexuelle Gewalt beginnt –aus der Sicht der Opfer– nicht erst mit gewaltsam ausgeführten eindeutig sexuellen Handlungen. Der Versuch, zwischen eindeutig sexuellen Gewalttaten und einfachen Gewalttaten zu unterscheiden, führt hier in die Irre. Einzelne Gewalterlebnisse werden vor dem Hintergrund der grundsätzlich gewalttätig erfahrenen Geschlechterbeziehung wahrgenommen und interpretiert. Gewaltsame Handlungen zwischen tatsächlichen oder möglichen Sexualpartnern sind in diesem Kontext sexuelle Gewalttätigkeiten.

Aus der Integration dieser sexuellen Gewalt in den Alltag und der daraus resultierenden Normalität schloß Frau P. auf ihre eigene Zukunft und das, was sie als Frau zu erwarten hatte. Diese Wahrnehmung –und ihre Umwelt ließ vorerst keine andere zu– lag ihren im folgenden zusammengefaßten Erlebnissen zugrunde.

IV. Orte der Angst

Die existentielle und alltägliche Bedrohung war im unmittelbaren Nahbereich angesiedelt und ereignete sich hier weder zufällig noch ausnahmsweise oder als singuläres Ereignis. Im Gegenteil: Erst in diesem Nahbereich wurde sie möglich. Das galt nicht nur für die Wohnung als Ort innerfamiliärer Gewalt.

Die Toiletten

Die überwiegende Mehrzahl der Wohnungen im Viertel hatten keinerlei sanitäre Ausstattung. Ein einziger Wasseranschluß und Ausguß in der Küche mußten genügen. Bäder gab es beinahe gar nicht. Die von zwei bis vier Mietparteien genutzten Toiletten[32] lagen meist im Treppenhaus, auf den Treppenpodesten in der Mitte zwischen zwei Etagen (Podesttoiletten), also außerhalb der Wohnung in der Halböffentlichkeit der Hausnachbarschaft. Für Frau P. war die Toilette ein besonderer Ort:

»Es war so eng (in der Wohnung), *daß nicht genug Platz war und die Kinder in den Betten zusammen schlafen mußten und kein Platz war, wo sollte ich z.B. lernen? Und kein Plätzchen für sich, wo man für sich sein kann. Und da bin ich auf die Toilette gegangen und hab mir 'n Stück zum Lesen mitgenommen. Ich lese, lese, lese, seit ich lesen kann, lese ich, unter den unglaublichsten Umständen. Die Toilette, das war der Leseraum, da konnte ja keiner mehr kontrollieren. Toilette 'ne halbe Treppe 'runter, auf'm Podest. Wir hatten 'n Schlüssel zur Toilette und innen war'n Haken, da konnten wir innen festhaken und die aus unserer Nachbarwohnung haben ja die gleiche Toilette benutzt und denn ich immer da – und dann, wenn der Haken kaputt war und man mußte die Tür zuhalten, damit keiner 'reinkam, das war fürchterlich. Einmal, da war ich da und der Haken war kaputt. Der Nachbar, der war immer schon wütend, wegen dem Lesen, man mußte ja auch Rücksicht nehmen, die hatten ja die gleiche Toilette. Und einmal saß ich da, und das war ja eng und da will der da mit Gewalt 'rein, fürchterlich wütend und betrunken natürlich und ich konnte nicht zuhalten. Und der da 'rein und ich wußte nicht mehr , wie ich an dem vorbei 'raus komme. Ich hatte fürchterliche Angst, nur noch Angst. Und dann bin ich da 'ne Zeit lang nicht mehr hin nich...«*

Der Nachbar, *»da war der gleiche Kummer wie bei uns«*, war Frau P. schon als Prügler seiner Frau bekannt. Dann machte er ihr, ähnlich wie zuvor der ihre Flucht-Hoffnungen zerschlagende Vater gewaltsam einen Ausweg aus dem elenden Alltag, das Lesen zunichte. Dabei wird deutlich, wie direkt physische Gewalt und Bedrohung mit sexueller Gewalt und Bedrohung verknüpft waren. Der intime Ort in der Halböffentlichkeit des Hauses ermöglichte nicht nur Frau P. Zeit und Raum für sich selbst, sondern auch dem Mann Zeit und Raum für seine Zudringlichkeit. Frau P.'s Verletzlichkeit und Wehrlosigkeit wurden durch ihre teilweise Nacktheit erhöht. Diese Situation entwickelte sich aus einer alltäglichen Handlung, wodurch auch die Bedrohung alltäglich wurde. Die unvermittelt abbrechende Erzählung läßt den Ausgang der Situation im Unklaren, trotzdem werden die Vergewaltigungsängste Frau P.s deutlich. Von Hilfe für Frau P., sei es durch direktes Eingreifen, während sie bedroht wurde oder im Nachhinein durch Reden, Trost und Mitleid, sei es in ihrer eigenen Familie oder durch die Mitbewohner(innen) des Hauses, ist nicht die Rede. Im Gegenteil, Frau P. betont immer wieder ihr Alleingelassensein. Dabei beruhen ihre Erfahrungen nicht auf vereinzelten Ereignissen. Ähnliche Überfallsituationen werden in anderen Interviews in Zusammenhang mit der unzureichenden oder zerstörten Treppenhaus- und/oder Toilettenbeleuchtung, bzw. dem arbeitsaufwendigen Waschtag geschildert oder angedeutet. Frau P. hatte

z.B. Angst, am Waschtag alleine auf den Dachboden zu gehen. Der Realitätsgehalt dieser Angstvorstellungen wird unten in den Erzählungen einer weiteren Interviewpartnerin deutlich.[33]

Der Hausflur oder »meine kleine Schwester«

1921, die Mutter war gestorben und der Vater hatte gerade das zweitemal geheiratet, geschah dann folgendes:

»Ja und dann, meine kleine Schwester, das war so ein nettes kleines Ding, so ein liebebedürftiges kleines Ding, das liegt mir natürlich sehr auf der Seele, ja, die ist dann da– da war sie sieben und das war dort auch üblich leider– im Hausflur vergewaltigt worden, als Siebenjährige, auch aus'm Haus, ja.«

Frau P., die sich als Ältere für die Schwester verantwortlich fühlte und verantwortlich gemacht wurde, war hilflos und überfordert. Die Schwester lief noch zur Schulzeit (ca.1927) von zuhause weg, kam tage- und wochenlang nicht zurück. In der Nachbarschaft wurde »geredet«, sie wurde mit Jungs und Männern »gesehn« und lebte z.T. »auf der Straße«, wo ihre älteren Geschwister sie zu finden versuchten. Frau P. geriet in Loyalitätskonflikte gegenüber ihrer Schwester und hatte große Schuldgefühle.

»Als Hilde 14 Jahren war, war's so, da muß sie sich angesteckt haben und meine Mutter ging denn mit ihr –meine zweite Mutter schon– mit ihr und mir, wir sind zur – in der y.straße– zur Sexualberatungsstelle,[34] da war eine Geschlechtskrankenfürsorge muß es gewesen sein, da ist meine zweite Mutter, hat mich mitgenommen damit, naja, als Schutz, vorbeugend sozusagen gewissermaßen, diese Untersuchung, aber mir, ich hatte ja nichts und dann ist meine kleine Schwester in die Betreuung gekommen, und da mußte sie, mußte sie immer wieder zur Untersuchung– nur durch diese Verhältnisse und dann ist meine kleine Schwester nachher mit 16 Jahren an Syphilis[35] gestorben. Aber glauben Sie mir, dieses Erlebnis hat mich mein ganzes Leben lang nicht losgelassen, daß meine kleine Schwester also mit sieben Jahren und dann, also ich kann da heute manchmal noch nicht drüber hinweg, nicht das sind so Dinge, die mit dieser Straße, wo diese Schicksale keine Einzelschicksale waren, nicht, und ich bin heil da 'rausgekommen«.

Als ihre Schwester starb, war Frau P. 18 Jahre alt, hatte ihre Ausbildung als Rechtsanwaltsgehilfin abgeschlossen und unterstützte die Familie seit ca. drei Jahren mit ihrem Gehalt. Im krassen Gegensatz dazu stand ihre Ohnmacht gegenüber der elterlichen Ignoranz, mit der beide Töchter, unter den Augen der Nachbarschaft, die »sah« und »redete«, in einer Art Sippenhaft zur Untersuchung gebracht wurden. Die Untersuchung wurde zur Strafe und weckte Schuldgefühle. Die Eltern reagierten beiden Töchtern gegenüber mit Strenge, Mißtrauen und Strafe. Der Vater nannte Frau P. in vollendeter Doppelmoral eine »Rumtreiberin« ,wenn sie spät von den Versammlungen der SAJ zurückkam, sie erhielt Ausgehverbot. Die ›Schul‹' wird in der Familie und in der Nachbarschaft, die durch ihre kommentierende Begleitung der Ereignisse diese erst ehrenrüchigen werden ließ, den Opfern der Gewalt zugewiesen.

Im Gegensatz dazu war vom Täter, Auseinandersetzungen mit ihm oder eventuellen Sanktionen gegen ihn, ja selbst von der am Anfang stehenden Tat, der Vergewaltigung, anscheinend überhaupt nicht mehr die Rede.

»Und ich bin heil da 'rausgekommen.«

Frau P., die inzwischen Gruppenleiterin in der SAJ geworden war und dort neben anderen Aktivitäten Gruppenabende zum Thema Sexualität durchgeführt hat, machte

diese Gruppenarbeit zu ihrem Ausweg aus Verunsicherung und Angst:

»...und das war'n dann diese Verhältnisse. Das hieß ja auch der ›Kleine Wedding‹ und das war ziemlich genau beschränkt auf einige ganz bestimmte Straßen, das waren eben diese Straßen mit den Hinterhäusern und diesem Milieu. Man wurde gezwungen – sehn Sie, ich hab als Kind nachher gestottert, als ich in der A-Klasse[36] war. Aber was glauben Sie, was ich darunter gelitten habe, diese Angst und dieser Druck. Die Angst vor dem alles beherrschenden Vater, ewig Angst, ewig ein schüchternes, ein ängstliches Kind und wie ich in diese Gruppenarbeit 'reingewachsen bin– was meinen Sie, was ich selbst an mir arbeiten mußte um dieses, eben diese Angst, Angst vor der Umgebung, Angst vor den Menschen und selbst wenn man glaubte etwas zu wissen, traut man sich nicht, es zu sagen, weil man denkt, daß es falsch ist oder nicht ankommt, irgendwie und das hat mich als Kind fürchterlich belastet. «

Auf diesem Weg nutzte sie die Deutungsmuster, die in der SAJ oder allgemein im Milieu der Arbeiterbewegung angeboten wurden.[37] Dieses Denken ermöglichte es ihr, Ursachen für ihr Leiden in der Familie und der Nachbarschaft außerhalb individueller Schuldzuweisungen (an sich selbst, an den Vater und ihre eigene Herkunft) in den »Verhältnissen« zu erkennen. Sie kam so zu einem positiven Selbstwertgefühl, obwohl die diesen Deutungsangeboten inhärente Legitimation der Täter die patriarchalischen Gewaltverhältnisse stabilisierte. In diese Deutungen war auch die sozialromantische Deutung der Nachbarschaftsverhältnisse als »solidarische große Familie« eingeschlossen, und hier liegt der Grund für ihre persönliche Nachbarschaftsideologie.

V. »Unsere Familie war verfehmt«

Die Erzählungen von Frau Hanna G., die 1921 geboren wurde und 1927 zusammen mit ihren Eltern und zwei Brüdern eine Einzimmerwohnung in der a.straße, 1.Quergebäude bezog, unterscheiden sich inhaltlich nur wenig von denen Frau P.s Frau G.,die 50 Jahre im gleichen Haus wohnen blieb, fügt allerdings zwei wesentliche Aspekte in ihrer Darstellung hinzu: Sie ist eine der wenigen Frauen, die den Täter als Täter[38] benennen und im Blick haben, und sie, die heute noch im Viertel lebt, bezieht sich u.a. auf die 50er Jahre. Zudem unterscheidet sich ihre Haltung gegenüber Bedrohungen von der Frau P.'s: Sie weiß sich ihrer Haut zu wehren, was sich auch im Tonfall ihrer Darstellung, die ansonsten eher knapp und wortkarg ausfällt, niederschlägt. Sie beginnt ihre Kindheits- und Jugenderinnerungen vom Ende der Weimarer Zeit mit Erzählungen über den trinkenden Vater, ähnlich wie Frau P.: *»Vater war Trinker, sprech' ich ja nicht so gerne drüber.«* Er vertrank das Geld (z.T. Arbeitslosenunterstützung) , wenn er am Zahltag (Freitag) betrunken war, zertrümmerte er *»blau wie 'ne Haubitze«* das Mobiliar und die Mutter verließ mit den Kindern die Wohnung: *»Mußten wer türmen bei Wind und Wetter«*. Oder er kam gar nicht nach Hause und es gab gar kein Geld. Die mit den Kindern fliehende Mutter nahm einen großen Teil der beweglichen Habe und vor allem das Essen jedesmal mit, nachdem der Vater sich Anfang der 30er Jahre die persönliche Auszahlung der Sozialhilfe erschlichen und das Geld dann vertrunken hatte, so daß die Familie daraufhin Lebensmittelgutscheine erhielt. Von diesen Lebensmitteln wurde dem Vater laut ihrer Darstellung nichts abgegeben: *»Da war Mutter eisern«*, erzählt sie zustimmend und anerkennend. Im Viertel dagegen galt die Mutter –in der Darstellung ihrer Tochter– als aufsässig. Die Familie war parteipolitisch indifferent, die Kinder gingen zu Beginn der 30er Jahre in die evangelische Jugendgruppe.

Frau G. selbst, die eine Ausbildung als Kindermädchen machte, im Haushalt arbeitete und später als ungelernte Arbeiterin berufstätig war, hat im Viertel einen sehr schlechten Ruf: Das schlechte Ansehen der Mutter scheint auf die Tochter, die in der Öffentlichkeit und beim Einkaufen in den Läden rauchte und sich das in aggressivem Stil nicht verbieten ließ, sich entschieden gegenüber Behörden durchsetzte und dem Gerede im Viertel mit Schnoddrigkeit begegnete, übertragen worden zu sein. Hinter der möglicherweise heroisierenden Selbstdarstellung wird das enge Verhaltenskorsett, das die Nachbarschaft den Frauen aufzwang, erkennbar. Es steht im scharfen Kontrast zu den bei Männern tolerierten Verhaltensweisen.

Außerdem hatte Frau G. zahlreiche *»Bekannte«*[39], und wurde, nachdem ihr Mann 1942 unmittelbar nach der Hochzeit gefallen war, 1948 Mutter eines unehelichen Sohnes. Aufgrund des Geredes im Viertel kam es zur langjährigen Unterbrechung des Kontaktes mit den Eltern und ihr persönlicher schlechter Ruf im Viertel verfestigte sich.

Während dieses Streits wohnte sie aber immer noch mit den Eltern im gleichen Haus. Sie hatte 1942 eine Einzimmerwohnung im gleichen Haus, 2. Quergebäude bezogen und zog nach der Geburt des Sohnes in eine etwas größere Einzimmerwohnung im 1. Quergebäude, direkt unter ihren Eltern. *»Da wollten mich Mieter aus 'm Haus denn 'raushaben«*, was sie mit Hilfe des Wohnungsamtes verhinderte.

Die Haltung Frau G.'s Männern gegenüber ist distanziert–ironisch. Vom Vater ihres Sohnes sagt sie augenzwinkernd: *»Der war auch Trinker, da hab ich mir gesagt, besser keinen, als den!«* Ihr Tonfall in den Erzählungen vom eigenen Vater ist aggressiv, von Ohnmachtsgefühlen keine Spur. Ideale Vorstellungen von Ehe und Partnerschaft oder Gefühle kommen nicht vor, sind von vornherein unangebracht und werden auch nicht erwartet oder eingeklagt. Unsentimental im Ton, was nicht heißt, daß die Erfahrungen sie nicht verletzt haben, aber auch weniger redegewandt als Frau P. sagt sie:

»Jedenfalls habe ich eine sehr schwere Jugend gehabt, die ich so leicht keinem Menschen wünsche«.

In ihren Erzählungen kommt der Vater als Täter vor, was in keinem der anderen Interviews geschieht: Nach dem Zweiten Weltkrieg, als der Vater aufgrund des jahrelangen Trinkens verblödete, war er *»zig-mal teils mit nichts, teils mit die Unterhosen auf die Straße und besonders auf den* (Dach-)*Boden«*.[40] Die Polizei entfernte ihn nur wie in einem feststehenden Ritual aus der Straßenöffentlichkeit und erwies sich so –in vollkommenem Einklang mit der Nachbarschaft– als Ordnungshüter im wahrsten Sinne des Wortes. *»Na ja det spielte sich denn aber weiter ab«*, ist der lakonische und resignierte Kommentar Frau G.'s. An das Aufrechterhalten einer Reputierlichkeit der Familie gegenüber der Quartiersöffentlichkeit war nicht mehr zu denken. Die Nachbarn reagierten mit Ausgrenzung.

1958 geschah dann folgendes: Der Vater, betrunken und in Unterhosen, stand zum wiederholten Male vor der Wohnungstür eine Treppe tiefer, wo eine Familie mit zwei kleinen Mädchen wohnte, gegenüber der Wohnung von Frau G. Die Eltern der schreienden und weinenden Kinder waren nicht zuhause, die Kinder waren allein, und Frau G.'s Vater versuchte mit Gewalt in die Wohnung zu kommen. Niemand griff ein, nur die Tochter , Frau G. versuchte, ihn in die eigene Wohnung zu bringen. Er verprügelte sie, sie schlug zurück, woraufhin die Nachbarn die Polizei riefen:

»Die haben ihn dann in Mannschaftswagen jekriegt, irgendwie und ich war ja denn auch da: ich soll den Ausweis vorzeigen, ich sach, ich bin die älteste Tochter, ich bin halt in der Wohnung, ich mußte meinen Ausweis holen, und denn sind se mit ihm rausgegangen. Mich ham zwei Polizisten in die Mitte genommen, ooch raus, nich, un die

stehn da alle, uff de Straße. Ham nischt besseres zu tun und sonst ham se sich nicht gerührt. Und die Polizei mit 'm Funkwagen und 'm Mannschaftswagen. Denn nach 'm Revier,38 oben , in die z.-straße. Ihn ham se hinten reingefahren und wir kamen vorne rum. Und nun können Se sich ja vorstellen, wie Se da aussteigen, zwei Polizisten und ich in der Mitte, und da stehen se alle rum. Na ja, war denn 12 Uhr (mittags) *inzwischen als ich da rauskam, ihn hamm se nach Wittenau*[42] *gebracht, wie so 'n Tier, da bin ich schnell hintern Schrank* (im Polizeirevier, als der Vater weggebracht wurde) *so gegangen und hab mich versteckt.«*

Kurz darauf starb der Vater. Die scheinbare Gefühlskälte Frau G.s, ihr »Verrat« am Vater, den sie nicht aus dem Polizeigewahrsam mit zurück brachte, verstärkten das Urteil der Nachbarn: *»Unsere Familie, wir war'n – verfehmt,«* faßt Frau G. die Reaktionen im Viertel zusammen.

Frau G. bewegte sich mit ihrer Aggressivität und Nicht-Opferhaltung außerhalb der sowohl innerhalb ihres Lebenszusammenhangs als auch in der gesamten Gesellschaft akzeptierten Normen. Von der auf »Reputierlichkeit« des Quartiers bedachten Nachbarschaft wurde das direkt mit Sanktionen wie übler Nachrede, der ihr zugeschobenen Außenseiterrolle oder dem ›Spießrutenlauf‹ zur Polizei belegt. In Verkehrung von Opfer- und Täterrolle fielen die bedrohlichen bzw. gewalttätigen Aktionen des Vaters auf sie selbst zurück. Die Sanktionen gegenüber dem Vater dagegen blieben der staatlichen Gewalt überlassen.

VI. Die anderen Standardgeschichten der Nachbarschaft: Sexuelle Gewalt und Konformität

Das Leben in der Nachbarschaft war geschlechtsspezifisch geprägt. Für Frauen war es eine zweischneidige Erfahrung. Physische und sexuelle Gewalt war im proletarischen Viertel um den Klausenerplatz alltäglich. Sie hat insbesondere das Leben der Mädchen und Frauen von Kind auf begleitet und ist fester Bestandteil ihrer Erinnerungen. Gewalt war habituell, weit verbreitet und eng mit der in der dauernden ökonomischen Krisensituation besonders gewichtigen und zugleich dauernd in Frage gestellten Ernährerrolle der Männer verknüpft, was in der Konzentration der Gewalttätigkeiten am Freitag, dem Zahltag, offenkundig wird.[43] Zudem war diese Gewalttätigkeit keine Ausnahmeerscheinung etwa in ökonomisch oder sozial besonders tristen Verhältnissen, und sie blieb bis weit in die 20er, wenn nicht in die 50er Jahre hinein alltäglich.

Gewalt zwischen den Geschlechtern bedingte eine frauenspezifische Topografie ›gefährlicher Orte‹ in der Halböffentlichkeit der Häuser: Neben der eigenen Wohnung waren die Toiletten, die Dachböden, die Hausflure für Frauen und Mädchen angstbesetzt, weil sie insbesondere dort mit sexueller Bedrohung rechnen mußten. Diese Orte boten Raum für sexuelle Zudringlichkeiten und Gewalttaten, der auch genutzt wurde.

Die Bedrohung kam gerade nicht von außen. Die Haustüren waren nachts (ab 20 Uhr) verschlossen und wurden tagsüber von den Hauswartsfrauen kontrolliert. Das engte den Bereich der möglichen Täter weitgehend auf die Nachbarschaft ein: Auf Hausbewohner, Nachbarn oder regelmäßig auftauchende Briefträger, Hausierer o.ä.

Die Anlässe, aus denen sich die Gewaltsituationen entwickelten, waren ebenfalls alltäglich, so daß auch die Bedrohung allgegenwärtig wurde. Sie waren fester Bestandteil des Lebens in der Nachbarschaft.[44] Und das nicht nur, weil sich in der spezifischen Halböffentlichkeit Raum und Gelegenheit fanden, sondern auch wegen der Duldung

und Ignoranz gegenüber Gewalttaten durch die Nachbarn. Die soziale Kontrolle, eine häufig genannte Schattenseite des Nachbarschaftsverhaltens, versagte nicht etwa dadurch, daß sich ihr Räume oder Anlässe entzogen hätten. Nein: die Normen, nach denen sie funktionierte, schlossen ein Eingreifen von vornherein aus. Die Schuldzuweisungen und Sanktionen richteten sich gegen die Opfer, nicht gegen die Täter. Wesentliches Ziel scheint dabei das Aufrechterhalten einer Reputierlichkeit des Viertels nach innen und außen gewesen zu sein. Daher der große Konformitätsdruck, der angesichts physischer und sexueller Gewalt gegen Frauen und Kinder zu Wegsehen, Dulden und Verschweigen führte.

Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist auch die Kontinuität im Verhalten. Im Grunde änderte sich wenig: Zwar scheint das Einschalten von reglementierend eingreifenden Institutionen wie Wohnungsamt oder Polizei zugenommen zu haben, aber an der Gültigkeit der Grundregel: *»Der Mann ist der Herr im Haus«* und der damit laut allgemeiner Übereinkunft unvermeidlich einhergehenden Gewalttätigkeit änderte sich wenig.

Die Nachbarschaft war kein Schutzraum, in dem die Frauen in einem Netz sozialer Solidarität der Gewalt der Männer wirksam entgegengetreten sind. Im Gegenteil: Die funktionalen, materiellen und emotionalen Hilfsleistungen waren in ihrer Wirkung begrenzt und stabilisierten das System. Sie machten das Elend erträglicher –nicht weniger, aber auch nicht mehr.

Anmerkungen

1 Alle Namen, auch Abkürzungen, wurden anonymisiert, Ortsangaben unkenntlich gemacht.

2 Vgl. u.v.a. die differenzierten Beiträge von: Ellen Ross, Survival Networks. Women's Neighbourhood Sharing in London Befor World War I, in: History Workshop 15 (Spring 1983), S. 4-27 und Elisabeth Roberts, A woman's place. An oral history of working class women 1890 - 1940, Oxford 1984.

3 Die Interviewpartner(innen) beziehen sich u.a. immer wieder auf: Jan Petersen (d.i. Hans Schwalm), Unsere Straße. Eine Chronik, geschrieben im Herzen des faschistischen Deutschlands 1933/34, Berlin 1947; die halbdokumentarischen Zeichnungen, Fotos und Texte Heinrich Zilles, der von 1892 bis 1929 im Viertel lebte und arbeitete und von denen viele ein Original besitzen; auf zahlreiche, oft kostenlos an die Haushalte verteilte Veröffentlichungen der verschiedenen an der Sanierung beteiligten Interessensgruppen. Frau P. bezieht sich darüberhinaus auf literarische Darstellungen des Arbeitermilieus wie z.B.: Martin Andersen Nexö, Pelle, der Eroberer. Roman in vier Bänden, Leipzig 1926.

4 Eve Rosenhaft, Beating the Fascists? The German Communists and Political Violence 1929-1933, Cambridge, 1983; Hsi-Hsuey Liang, Die Berliner Polizei in der Weimarer Republik, Berlin 1977.

5 Michael Erbe: Von der Kleinstadt zur Großstadt. Zur Bevölkerungs- und Sozialgeschichte Charlottenburgs zwischen 1880 und 1920, in: W. Ribbe(Hg.), Von der Residenz zur City. 250 Jahre Charlottenburg, Berlin 1980.

6 Ebd. S.302.

7 Diese Berlin-typische Durchmischung der Bevölkerung im Quartier war eine Folge des im Wohnungsstandard differenzierten Berliner Mietskasernentyps. Vgl: Johann Friedrich Geist, Klaus Kürvers, Das Berliner Mietshaus. Bd.II 1862-1945, München 1984

8 argus (arbeitsgruppe gemeinwesenarbeit und stadtteilplanung), Bericht zur Sozialplanung und Betroffenenbeteiligung im Sanierungsgebiet Charlottenburg Klausenerplatz. Berlin, 1989, S.147-164 und S.176-186

9 Vgl.Petersen, Straße (wie Anm.3); Rosenhaft, Beating (wie Anmerkung 4); Oskar Hippe,...und unsere Fahn' ist rot. Erinnerungen an sechzig Jahre Arbeiterbewegung, Hamburg 1979 Die im Vorwärts veröffentlichten Wahlergebnisse ergeben für das Viertel z.B. 1930 , daß die KPD mit 7000 Stimmen nach der SPD mit 9823 Stimmen zweitstärkste Partei war.

10 Im Rahmen meines auf zwei vorangehenden Projekten aufbauenden Dissertationsprojektes

interviewte ich in zwei zu vergleichenden Berliner Arbeiterquartieren 132 Personen, 72 davon im Viertel um den Klausenerplatz. Die Interviews wurden zu gleichen Teilen mit Frauen und Männern geführt, die vier aufeinanderfolgenden Altersgruppen (um 1910, um 1920, um 1930 und um 1940 Geborene) angehören. Einige wenige wurden vor 1910 geboren. Am Klausenerplatz sind 11 um 1910 und 15 um 1920 geborene Frauen interviewt worden. Die kollektive Deutung vergangener Wirklichkeit, die Teil von Nachbarschaftsbeziehungen ist, kann –neben Informationen über das alltägliche Leben und über informelle Beziehungen– über die in den Interviews enthaltenen Selbstdeutungen erschlossen werden.In einem an der Biografieforschung und sozialhistorischen Forschung orientierten Verfahren werden diese Selbstdeutungen in Bezug gesetzt zu lokalhistorischen Untersuchungsergebnissen und jeweils zeitspezifischen gesamtgesellschaftlichen Deutungsangeboten. Vgl.: Gabriele Rosenthal: Die Hitler-Jugend-Generation. Biographische Thematisierung als Vergangenheitsbewältigung, Essen 1986; Christian Gerbel, Reinhard Sieder, Erzählungen sind nicht nur »wahr«.. Abstraktion, Typisierung und Geltungsansprüche in Interviewtexten, in: G.Botz u.a. (Hg.): »Qualität und Quantität«. Zur Praxis der Methoden der Historischen Sozialwissenschaft, Frankfurt a.M. 1986; Eva Brücker: Methodenpapier I: Interviewerhebung, Methodenpapier II: Interviewauswertung. In: Lebensgeschichten aus Berliner Arbeiterjugendorganisationen. Projektbericht, Zi 6, FU-Berlin, Berlin 1991; Eva Blimlinger, Margit Sturm: One Generation of Working -Class Ideology in Vienna. Vortrag auf der Internationalen Oral History Konferenz 1990 in Essen.

11 Der »ASV (Arbeiter-Sport-Verein) Fichte« war der größte Berliner Arbeiterturn- und Sportverein. 1890 gegründet hatte er 1928 ca. 10.000 Mitglieder. In ahlreichen Abteilungen wurden vor allem Leichtathletik, Turnen und Ballsportarten angeboten. Vergl. Herbert Dierker, Arbeitersport im Spannungsfeld der 20er Jahre, Essen 1990.

12 Die SAJ (Sozialistische Arbeiterjugend) wurde 1922 als Nachfolgeorganisation verschiedener, scon im Kaiserreich bestehender Jugendorganisationen der SPD gegründet. Sie erfaßte 14- bis 18- bzw. 21-jährige Jugendliche, kann dem linken Parteiflügel zugerechnet werden und verfolgte damals sehr fortschrittliche Konzepte in der Jugendarbeit und Sexualerziehung. Eine Reihe ihrer Mitglieder arbeitete nach 1933 illegal bzw. in Widerstandsgruppen weiter. Vergl. Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik, Bonn 1990, bes. S. 245 und Roland Gröschel, »...wir kämpfen weil wir gläubig sind...« – Notizen zur Geschichte der Berliner Arbeiterjugendbewegung, in: Studien zur Arbeiterbewegung und Arbeiterkultur in Berlin. Hg. von Gert-Joachim Glaeßner, Detlef Lehnert und Klaus Sühl, Berlin 1989.

13 Die SAP (Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands) entstand im Oktober 1931 aus einer linken, von der SPD abgespaltenen Gruppierung. Die zahlenmäßig unbedeutende Gruppe hatte sich gegen die Tolerierung des Brüningschen Notstandsregimes durch die Parteiführung der SPD gewandt und eigenständige Krisenprogramme und außerparlamentarische Aktionen gefordert, um der politisch-ökonomisch Krise zu begegnen. Die SAP versuchte bis 1933 vergeblich gegen den wachsenden Einfluß der Nazis eine Einheitsfront der beiden großen Arbeiterparteien KPD und SPD zustandezubringen. Nach 1933 arbeiteten Teile der SAP im Widerstand gegen den NS. Vgl. Hagemann (wie Anm. 12) , S.514.

14 Heinrich-Wilhelm Wörmann, Widerstand in Charlottenburg 1933-1945, Berlin 1991.

15 Karin Hausen, Große Wäsche. Technischer Fortschritt und sozialer Wandel in Deutschland vom 18. bis ins 20. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft 13 (1987), S.273-303.

16 Vgl. Hagemann (wie Anm. 12), S.43 und S.50; Carola Lipp, Die Innenseite der Arbeiterkultur. Sexualität im Arbeitermilieu des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, in: Richard van Dülmen (Hg.), Arbeit,Frömmigkeit und Eigensinn. Studien zur historischen Kulturforschung, Frankfurt a.M. 1990, S.214-259, hier S.249; Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918. Bd.I: Arbeitswelt und Bürgergeist, München 1990, S.68/69.

17 Daß der Zahltag in diesem Zeitraum Freitags war, darin sind sich alle Interviewpartner(innen) einig. Bestätigt wird das in Hagemann, Frauenalltag (wie Anm.12),; Lipp (wie Anm.16) spricht von Freitag und Samstag. Zu ihrer Analyse des Zusammenhangs »männliches Selbstverständnis« und »wirtschaftliche Leistungskraft« vgl.ebd. S. 256

18 Nipperdey, Arbeitswelt (wie Anm.16) führt weiter an, daß jungverheirateten Arbeitern, die nicht mehr uneingeschränkt über »ihr« Geld verfügen konnten, das Teilen schwergefallen sei.

19 Ebd. S. 70: » Das Schlagen, Prügeln von Frauen und Kindern, das konnte ohne Konfliktgegenstände auch zum Emotionsausbruch oder gar Habitus werden, vor allem, wenn es sich mit dem Trinken, dem Alkohol verknüpfte.«

20 Dazu kommen die wenigen interviewten älteren Frauen. Allerdings verfügt keine der Frauen wie Frau P. über die Sprache und Übung, um die Tabuthemen Sexualität und Gewalt explizit und ihren persönlichen Vorstellungen entsprechend darzustellen. Die Darstellungen bestehen, oft in noch stärkerem Maße als in dem im Folgenden dargestellten Interview mit Frau G., aus kuzen, abgehackten Sätzen und Andeutungen. Dabei sind auch Konventionen im ›uneigentlichen‹ Sprechen über Sexualität festzustellen. S.u. Anm.39 vgl. Hagemann (wie Anm. 12), S.225-245, Lipp (wie Anm.16), S.221ff, Nipperdey (wie Anm.16), S.70.

21 Vorstellungen von der »freieren« Haltung zur Sexualität in der Arbeiterschaft scheinen weitgehend auf bürgerlichen Mißverständnissen bzw. Übertreibungen zu beruhen.

22 Vgl. Anm. 3

23 Besonders betont wird hier zusätzlich der Unterschied zwischen Vorderhaus und Hinterhaus.

24 »Verarbeitung« ist ihre eigene Bezeichnung. Sie bezieht sich dabei auf: Max Hodann, Bub und Mädel. Gespräche unter Kameraden über die Geschlechterfrage, Rudolstadt 1926. Vgl. Hagemann (wie Anm.12), S. 227ff.

25 Zur »Gewaltsozialisation« männlicher Angehörigen der Arbeiterschaft vgl. Nipperdey (wie Anm. 16) Kap.II; Rosenhaft (wie Anm.4), Kap. 6 und 7.

26 Hagemann (wie Anm.12), beschreibt dieses Eingreifen allerdings schon für einen früheren Zeitraum.

27 Diese Diskriminierungserfahrungen gehören für einen sehr großen Teil der Interviewten aus diesem Viertel, aus allen Altersgruppen und für Männer und Frauen gleichermaßen zu ihrer Lebensgeschichte, so daß von einer kollektiven Erfahrung gesprochen werden kann.

28 Vgl. Lipp (wie Anm.12) S. 219.

29 Auch das ist eine kollektive Haltung in den Interviews, unabhängig davon, ob es sich um »Aufsteigerbiografien« (derer,die das Viertel verlassen konnten) oder um die Biografien sozial immobiler Bewohner(innen) handelt.

30 Vgl. Hagemann (wie Anm. 12), S. 232-237.

31 Im Zeitraum für den Frau P. die Gewalttätigkeiten beschreibt, hat die erste Mutter sechs Abtreibungen, bzw. bringt die zweite Mutter zwei Kinder zur Welt.

32 Häufig gab es sogar nur von allen Mietparteien gemeinsam zu nutzende Toilatten auf den Höfen.

33 Vgl. unten die Darstellung der exhibitionistischen Handlungen des Vaters von Frau G.

34 Kristine von Soden, Die Sexualberatungstellen der Weimarer Republik 1919-1933.

35 Im ganzen Interview ist die latente Aussage enthalten, der Vater habe seine Töchter sexuell mißbraucht. Eine ausfühlichere Interpretation dieses Zusammenhangs ist hier aus Platzgründen leider nicht möglich.

36 A-Klassen waren in der Weimarer Republik eingeführte, zur Mittleren Reife führende Klassenzüge der Volksschulen, die schulgeldfrei waren und begabten Schüler(innen) offenstanden.

37 Frau P. war außerdem in der FKK-Bewegung und in vom Jugendamt angebotenen Fortbildungsveranstaltungen.

38 Aussagen von Tätern liegen bisher nicht vor. In den Interviews mit den interviewten Männern kommt das Thema nur im Zusammenhang mit den Vergewaltigungen durch die Rote Armee 1945 und auch da oft in süffisantem Ton vor.

39 Dieser indirekte Sprachgebrauch –das Wort »Bekannter« ist eine Bezeichnung für »Liebhaber«– ist in den Interviews durchaus verbreitet.

40 Vgl. die Dachboden-Angst Frau P.s. Die Nacktheit wurde beim Mann zur Drohgebärde, während sie bei Frau P.ihre Verletzlichkeit erhöhte.

41 Es gab zwei Polizeireviere in unmittelbarer Nähe, bzw. innerhalb des Viertels.

42 In Berlin-Wittenau ist die Landesnervenklinik.

43 Inwiefern vergleichbare Gewalttätigkeiten zwischen Männern und Frauen in anderen sozialen Schichten verbreitet waren, muß hier offen bleiben.

44 Vgl. die zwar aus voyeuristischer, möglicherweise auf die an Pornografie interessierten Auftraggeber zurückzuführende Sicht (Zeichnungen) und dennoch halbdokumentarisch (Texte) dargestellten Lebensläufe in: Heinrich Zille, Hurengespräche. Berlin 1913, Repr. München 1981. Hier werden alle in den Interviews vorkommenden Orte bzw. Situationen ebenfalls angeführt.

Eva Brücker, Goltzstr. 3, 1000 Berlin 30